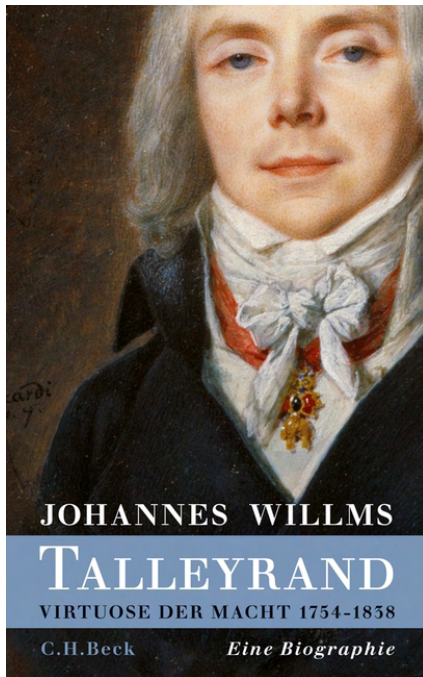


Unverkäufliche Leseprobe



Johannes Willms
Talleyrand
Virtuose der Macht 1754-1858

384 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-62145-1

Erstes Buch

IM DIENST VON KIRCHE UND REVOLUTION



Erstes Kapitel

Der Klumpfuß ist das Schicksal

Das Porträt Talleyrands, das Benjamin Constant im Januar 1815 entwarf, beginnt mit der Feststellung: «Was den Charakter von M. de Talleyrand entschied, waren seine Füße. Sobald seine Eltern erkannten, dass er hinkte, fassten sie den Entschluss, ihn für den geistlichen Stand zu bestimmen, während sein (jüngerer) Bruder der künftige Chef der Familie sein sollte. Verletzt, aber in sein Schicksal ergeben, nahm M. de Talleyrand das Priestergewand wie eine Rüstung an und warf sich auf diese Laufbahn, um daraus irgendeinen Gewinn für sich herauszuschlagen.»¹

Benjamin Constant übernahm damit eine Deutung, die grundlegend ist für die Legende, mit der Talleyrand zeitlebens seine Kindheit umgab. Talleyrand war davon überzeugt, dass die in den ersten Jahren gemachten Erlebnisse einen unauslöschlichen Einfluss auf sein weiteres Leben ausgeübt hatten, wie er Claire de Rémusat gegenüber bemerkte. «Verriete ich Ihnen, wie meine Jugend verlief, würden Sie sich weit weniger über viele Dinge wundern.»² Schon vor der Darstellung in seinen Memoiren, mit deren Aufzeichnung er im Sommer 1812 begann,³ hatte er wiederholt Vertrauten vom Unglück seiner frühen Jugend erzählt. So etwa Etienne Dumont, dem Sekretär Mirabeaus, mit dem er während seines Aufenthalts in London 1792 Umgang pflegte.⁴ Damals wie später stufte Talleyrand die Verkrüppelung seines rechten Fußes als das schicksalhafte Verhängnis ein, das sein Leben wie nichts sonst beeinflusst habe. Diese Behinderung sei *die* Ursache dafür gewesen, dass die Eltern ihm als Kind nur mit Gefühlskälte und Ablehnung begegneten, ihn seiner Vorrechte als Erstgeborener beraubt und für die Priesterlaufbahn bestimmt hätten, für die er keinerlei Berufung empfunden habe.

Seine Schilderung einer von Lieblosigkeit gekennzeichneten Kindheit schloss Talleyrand mit einem Eingeständnis, das an die Empathie appellierte und das eine plausible Deutung seiner charakterlichen Ent-

wicklung liefern sollte. «Sie sehen, dass ich in dieser Situation nur die Wahl hatte, entweder vor Kummer zu sterben oder mich derart zu betäuben, dass ich kein Empfinden mehr dafür hatte, was mir vorenthalten wurde. Ich entschied mich also für die Betäubung, aber ich will Ihnen gerne zugeben, dass ich mich damit irrte. Vielleicht wäre es besser gewesen, zu leiden und mir damit meine Fähigkeiten zu empfinden, zu bewahren. Tatsächlich hat mich diese seelische Unbekümmtheit, die Sie mir vorwerfen, selbst oft angewidert. Ich habe die anderen nicht wirklich geliebt. Aber das gilt auch für mich selber, denn ich habe niemals ein ausgeprägtes Interesse für mich empfunden.»⁵

In den Memoiren beschied sich Talleyrand bei der Schilderung seiner Kindheit damit, diese geradezu lakonisch abzuhandeln. Vor allem das verschaffte der Legende seines von Lieblosigkeit bestimmten Aufwachsens den Anschein einer Stimmigkeit, die fast alle Biographen für bare Münze nahmen. Sie wähten, darin den Schlüssel für das Rätsel dieses höchst widersprüchlichen und wechselvollen Lebens zu erkennen. Das dürfte den Absichten Talleyrands entsprochen haben. Im Juli 1830, als die von ihm maßgeblich initiierte bourbonische Restauration in Agonie lag, eröffnete er einem Besucher, dem Baron Vitrolles, den bislang verschwiegenen Plan, seine Memoiren vorzulegen, wobei er ihm die Frage stellte: «Ist Ihnen, wenn Sie die unterschiedlichen Epochen durchmustern, aufgefallen, dass man immer auf einen Mann trifft, der, dank einer besonderen Übereinstimmung zwischen seinem Charakter und dem seiner Zeit, der Typus und damit gleichsam der Repräsentant seines Jahrhunderts wird?»⁶

Das war das Bild, das er von sich selber entwarf, denn er diente in seinem langen Leben fünf sehr unterschiedlichen Regimen in wichtiger Funktion. Alle waren mit mehr oder minder heftigen Konvulsionen untergegangen, ohne dass er daran Schaden genommen hatte. Ein solches Ende kündigte sich im Juli 1830 wieder an, aber erneut konnte er sich in der Gewissheit wiegen, auch von dem neuen, dem sechsten Regime gebraucht zu werden. Diese erstaunliche Fähigkeit, alle Regimewechsel nicht nur politisch zu überleben – Talleyrand legte in seinem Leben vierzehn Loyalitätsschwüre und Gelöbnisse ab, die er alle brach –, verschaffte ihm den Ruf eines skrupellosen Verräters und zynischen Opportunisten. So urteilten häufig Zeitgenossen, von denen die wenigsten ihm allerdings etwas vorwerfen konnten, was nicht auch auf sie selber zutraf, denn viele von ihnen hatten auch mehrere Eide geschworen und

gebrochen. Vor allem in den Anfängen delirierte die Revolution in einer wahren Orgie von Eidleistungen, was Talleyrand in einem Schreiben an seine Freundin Adélaïde de Flahaut Ende November 1790 zu der Äußerung veranlasste: «Nach all den Schwüren, die wir geleistet und wieder gebrochen haben, nachdem wir so oft unsere Treue zur Verfassung, zur Nation, zum Gesetz und für den König beeidet haben, lauter Dinge, die nur Begriffe sind, welche Bedeutung kann dann ein weiterer Schwur wirklich noch haben?»⁷

Wie Talleyrand zogen viele andere aus der Revolution und dem napoleonischen Empire Vorteile, die sie später erfolgreich zu behaupten suchten. Vor allem sah er sich als Zielscheibe selbstgerechter Empörung, die stets einher ging mit neiderfüllter Bewunderung, denn wie kein anderer verstand es Talleyrand, allen politischen Wechselfällen zum Trotz, den eigenen Ruf und Reichtum zu mehren. Die Befähigung zu solchem Geschick habe er, so lautete der Vorwurf, der jeweils eingenommenen Stellung wie den daraus gewonnen Einsichten zu verdanken. Deshalb sei es ihm möglich gewesen, jede Wendung des politischen Konjunkturverlaufs unter Berücksichtigung seiner Interessen zu beeinflussen.

Um solch anhaltenden Erfolg im Leben zu haben, braucht es jedoch nicht nur eine gehörige Portion Glück und Intelligenz, sondern vor allem auch einen Charakter, der, von keinen Skrupeln geplagt, das avisierte Ziel verfolgt. Über dieses Ziel, das Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord bei seiner Geburt am 2. Februar 1754 in Paris gleichsam in die Wiege gelegt wurde, gibt es angesichts seiner Abkunft keinen Zweifel. Seine zwar nicht sonderlich wohlhabende, aber ausgeprägt adelsstolze Familie, die dem Glauben anhing, ihre Aszendenz über mehr als tausend Jahre zurückverfolgen zu können, erhob Anspruch darauf, als eine der vornehmsten im Frankreich der alten Monarchie zu gelten. Diese Behauptung war in sozialer Hinsicht wichtiger als der Besitz großen Reichtums, um dem Träger des Namens Talleyrand-Périgord eine glanzvolle Karriere zu garantieren. Die Gewähr dafür bot die Stellung der Eltern am Hof Louis XV in Versailles.⁸ Der Vater, Charles-Daniel (1734–1788), diente bei der Geburt von Charles-Maurice im Rang eines Obersten im Regiment der «Grenadiers de France» der königlichen Armee und war seit 1759 auch einer der dem Dauphin und künftigen Louis XVI attachierten Edelleute. Bei dessen Krönung 1775 in Reims fungierte er als einer der vier Wächter des Gefäßes mit dem hei-

ligen Öl. Die Mutter war eine geborene Alexandrine de Damas d'Antigny (1728–1809) und seit 1751 *dame d'honneur* von Maria-Josepha von Sachsen, der Mutter Louis XVI, die mit dem Dauphin Louis-Ferdinand verheiratet war.

Die mit der Stellung im Haushalt des Dauphin verbundenen Pensionen und Geldzuwendungen sicherten dem Ehepaar ein bescheidenes Auskommen, das aber kaum ausreichte, das aufwendige Leben in Versailles zu bestreiten und eine kleine Privatwohnung in Paris in der Rue Garancière unweit der Kirche von Saint-Sulpice zu unterhalten. Zeitweilig konnte sich das Paar keine Diensthofen leisten, weshalb der Pariser Haushalt über Monate von Marie-Elisabeth Chamillart geführt wurde, der seit 1745 verwitweten zweiten Frau von Talleyrands Großvater Daniel-Marie-Anne de Talleyrand, der bei der Belagerung von Tournai gefallen war. Die große finanzielle Bedrängnis des jungen Elternpaares zeigt sich auch daran, dass Alexandrine, die in Paris die Geburt von Charles-Maurice erwartete, ihre Mutter, die Marquise d'Antigny, bat, ihr einige Dinge für die Niederkunft zu schicken. Sollte sie diese nicht erhalten, sähe sie sich gezwungen, «die Geschichte von der Heiligen Jungfrau um einen zweiten Band» zu erweitern.⁹ Das war keineswegs nur eine witzige Übertreibung, wie auch eine Bemerkung der Marquise de Créquy belegt. Die Talleyrands, so heißt es in ihren apokryphen Memoiren, lebten von der Hoftafel und auch das Kind Charles-Maurice ernährten sie mit den Krumen, die vom königlichen Bankett in Versailles abfielen.¹⁰

Auch wenn diese Mitteilung der spitzzüngigen Marquise de Créquy nicht wörtlich zu verstehen ist, macht sie dennoch die prekären Lebensumstände des Paares deutlich. Für die Eltern des Neugeborenen war die finanzielle Notlage eine umso bitterere Erfahrung, weil dessen Taufpate, der ältere Halbbruder Gabriel-Marie de Talleyrand Comte de Périgord, mit der Fürstin de Chalais nicht nur eine glänzende Partie gemacht hatte, sondern auch als Gouverneur des Languedoc über ein jährliches Einkommen von rund 160 000 *livres* verfügte. Ein nicht minder üppiges Auskommen hatte auch Alexandre-Angélique de Talleyrand-Périgord, der zweite der insgesamt vier Brüder des Vaters, der im Dienst der Kirche stand und 1766 die üppig dotierte Stellung eines Coadjutors der Erzdiözese von Reims einnahm. 1777 wurde er Erzbischof dieses Bistums, das als eines der reichsten Frankreichs galt und seinem Titular ein Leben im Luxus ermöglichte.

Der Reichtum dieser beiden nahen Verwandten illustriert die zwei Aufstiegsmuster, die sich minder begüterten Adelsangehörigen boten, um ihren Kindern Wohlstand und Fortkommen zu garantieren. Das eine war eine möglichst vorteilhafte Heirat, die dazu beitrug, den Nachkommen eine Karriere beim Militär oder in der königlichen Verwaltung zu erleichtern; das andere war der Eintritt in den geistlichen Stand, der Söhnen aus Familien, die mit dem Hoch- und Hofadel versippt waren, den Aufstieg zu den höchsten und lukrativsten Kirchenämtern verheißte.¹¹ Das galt vor allem für Frankreich, wo sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts klerikale Dynastien bildeten, bei denen hohe Kirchenämter vom Onkel an den Neffen vererbt wurden.¹² Der große Nachteil dieses Klientensystems war, dass Anforderungen an die kirchlich-geistlichen oder auch moralischen Qualitäten des jeweiligen Kandidaten keine sonderliche Rolle spielten.

Entsprechend der Familientradition sollte Charles-Maurice wohl die militärische Laufbahn einschlagen. Diese Absicht verrät der Vorname Maurice, auf den das Kind noch am Tag seiner Geburt in der Kirche von Saint-Sulpice getauft wurde. Das jedenfalls teilte Talleyrand Jahrzehnte später einer Freundin mit.¹³ Dass er aber nicht dem Vorbild dieses Namenspatrons, des Marechal de Saxe, folgte und im Militär Karriere machte, sondern auf den Kirchendienst vorbereitet wurde, bezeichnete er immer wieder als die frühe und entscheidende Weichenstellung seines Lebens, für die er die ausgeprägte Lieblosigkeit seiner Eltern verantwortlich machte. Diese Behauptung erschien den Zeitgenossen im Licht eines Paradigmenwechsels nur zu plausibel, der sich dem 1762 veröffentlichten Erziehungsroman *Emile* von Jean-Jacques Rousseau verdankte, dessen Maximen nach rund zwei Jahrzehnten schließlich Eingang in zahlreiche erzieherische Lehrschriften fanden und eine breite Publikumsresonanz auslösten. Deren Rezeption veränderte das in Adelskreisen übliche Verhältnis zwischen Eltern und Kindern nachdrücklich. Wie es zuvor darum bestellt war, schilderte der 1735 geborene Fürst Charles-Joseph de Ligne: «Mein Vater liebte mich nicht. Ich weiß nicht warum, denn wir kannten einander nicht. Es war damals weder Mode, ein guter Vater noch Gatte zu sein. Meine Mutter lebte in ständiger Furcht vor ihm. Sie brachte mich unter einem großen Reifrock zur Welt und starb einige Jahre später (1740) auf eben dieselbe Weise. So sehr liebte er das Zeremonielle und den Anschein von Würde.»¹⁴ Das war keine besonders exzentrische Ausnahme, denn in

der Hocharistokratie hatten um die Mitte des 18. Jahrhunderts die eigenen Kinder, von denen nicht wenige aus schierer Vernachlässigung früh starben, nur geringe Geltung. Dem entsprechend wuchsen sie in der Regel außerhalb der Familie bei Ammen und «Erziehern», die oft nichts anderes als schlecht bezahlte und ungebildete Bedienstete waren, unter denkbar widrigen Umständen auf. Häufig kehrten sie erst als Heranwachsende zu ihren Eltern zurück.¹⁵

Mit der nach diesem Muster ausgemalten Legende seiner liebeskalten Kindheit verfolgte Talleyrand vor allem den Plan, Nachsicht, wenn nicht verzeihendes Verständnis der Mit- und Nachwelt für seinen späteren Verrat an der Kirche zu erhalten, deren Priester und Bischof er war. Dieser Verrat haftete ihm wie ein Schatten bis aufs Sterbebett an. Daneben verblassten für ihn alle weiteren Eidbrüche, derer er bezichtigt wurde. Die konnte er pauschal mit der geistreichen Bemerkung abtun, solcher Verrat sei eine Frage des Datums. Im Unterschied jedoch zu den diversen Regimes seit der Revolution behauptete die Kirche einen spirituellen und moralischen Anspruch, der unverändert galt. Sich dagegen versündigt zu haben, war eine Heimsuchung, die er lebenslang zu bannen suchte. Aus diesem Verlangen erwuchs die Kindheitslegende, von deren Wahrheit er selber überzeugt war.

Dem entspricht die distanzierte Knappheit in den Memoiren: «In dieser Zeit waren die Kinder die Erben *des Namens und des Wappens*. Man glaubte, alles für sie getan zu haben, wenn man sie auf ihre Karriere vorbereitete, ihnen Posten in Aussicht stellte, einige mündelsichere und unveräußerliche Einkunftsquellen verschaffte, sich darum kümmerte, sie vorteilhaft zu verheiraten, um derart ihr Vermögen zu mehren. Die Mode liebevoller elterlicher Hege und Pflege war noch unbekannt; in meiner Kindheit herrschte vielmehr eine ganz andere Praxis: Man überließ mich mehrere Jahre lang meinem Schicksal in einem Pariser Vorort. Dort war ich noch im Alter von vier Jahren untergebracht.»¹⁶

Talleyrands Eltern machten keine Ausnahme von dem in höheren Kreisen der Gesellschaft üblichen Umgang mit Kindern,¹⁷ doch ist der Eindruck, den Talleyrand in den Memoiren zu erwecken sucht, er sei bis zu seinem vierten Lebensjahr seiner Erzeuger nie ansichtig geworden,¹⁸ sondern bei einer Amme aufgewachsen, nachweislich falsch. Das gilt auch für die immer wieder anklingende Behauptung, die Eltern hätten ihm nur Desinteresse und Lieblosigkeit bezeugt. Das habe ihn aber nicht

zerbrochen, sondern früh reifen lassen. «Ich fühlte mich isoliert, ohne alle Unterstützung, immer auf mich selber zurückgestoßen. Ich führe deswegen keine Klage, denn ich bin überzeugt, dass dieses auf mich selber Zurückgeworfensein, meine Fähigkeit zu reflektieren, enorm entwickelt hat. Den Leiden meiner frühen Kindheit verdanke ich es, diese Fähigkeiten bei Zeiten geübt und daraus die Gewohnheit entwickelt zu haben, gründlicher nachzudenken, als ich es vielleicht getan hätte, wenn ich unter glücklicheren Umständen aufgewachsen wäre.»¹⁹

Auch wenn Talleyrand die Erinnerungen an seine lieblose Kindheit mit vielen Facetten ausschmückt, sieht die Wahrheit dahinter doch anders aus. Als die Marquise d'Antigny, Talleyrands Großmutter, beispielsweise von September 1755 bis März 1756 in Paris auf Besuch weilte und im Hause ihrer Tochter wohnte, waren Charles-Maurice und sein älterer Bruder Alexandre ebenfalls zugegen und wurden von ihr mit Spielsachen beschenkt. Im Anschluss an diesen Aufenthalt reisten beide Kinder von der Mutter begleitet für einige Zeit nach Commarin, dem Schloss der Marquise in Burgund.²⁰ Zwar ist es verständlich, dass Charles-Maurice diese frühkindlichen Begebenheiten nicht in Erinnerung behielt, aber sie dementieren dennoch seine späteren Behauptungen. Das gilt erst recht für die Zeit nach dem Tod des älteren Bruders im Frühjahr 1757, als die Mutter auch noch eine Fehlgeburt erlebte. Beide Schicksalsschläge gaben wohl den Anlass, dass die Zuwendungen für Charles-Maurice, jetzt das einzige Kind des Paares, verstärkt wurden. Jedenfalls nahm ihn die Mutter im Sommer 1757 zu einer Kur nach Forges mit, wo die Bäder, wie sie der Marquise d'Antigny schrieb, dem Kleinkind sehr gut anschlügen.²¹

Die Eltern waren also durchaus um die Gesundheit des Sohnes besorgt. Um ihn zu kräftigen und nicht, wie Talleyrand perfide andeutet, um ihn abzuschieben, wurde Charles-Maurice nach der Rückkehr von Forges bis zum Ende des Sommers 1760 in die Obhut seiner Urgroßmutter väterlicherseits auf Schloss Chalais in der Charente unweit von Barbézieux gegeben, wo das Kind gesunde Landluft atmen konnte und nicht der im Sommer von vielen Gestänken geschwängerten Atmosphäre im schmutzstarrenden Paris ausgesetzt war. Dazu riet vor allem auch eine altersbedingt anfällige Gesundheit bei damals vielen Kleinkindern, für die auch der Tod des ältesten Sohnes verantwortlich gemacht wurde. Mütterliche Fürsorge also bestimmte Alexandrine, das Angebot der Urgroßmutter zu akzeptieren, Charles-Maurice für eine

Weile aufzunehmen, auch wenn sie es, wie sie ihrer Mutter, der Marquise d'Antigny schrieb, «gräme, ihn für so lange Zeit nicht zu sehen.»²²

Talleyrand hingegen beschreibt den Aufenthalt in Chalais nicht nur als Abschiebung, sondern als einen ganz besonders lieblosen elterlichen Akt. Die Eltern hätten, so seine Version, kurz vor der Reise entdeckt, dass sein rechter Fuß verkrüppelt sei. Diese Behinderung sei – so Talleyrand – Hauptursache für die elterliche Lieblosigkeit gewesen, obwohl sie nur deren verhängnisvolle Konsequenz war: In der Obhut der Amme sei er eines Tages von einer Kommode zu Boden gestürzt. Dabei habe er sich den rechten Fuß gebrochen. Den Unfall habe die Amme mehrere Monate verschwiegen, so dass sein Gebrechen zu spät bemerkt worden sei. «Der Bruch, den ich erlitten hatte, war dann schon zu alt, als dass man ihn noch hätte heilen können; der andere Fuß, der in der Zeit meiner starken Schmerzen allein das Gewicht meines Körpers tragen musste, war dadurch erheblich geschwächt worden; seither bin ich ein Hinkender.»²³

Diese Version, mit der Talleyrand die Verkrüppelung erklärte, wurde erst durch die akribischen Forschungen von Michel Poniatowski 1988 als frei erfunden nachgewiesen.²⁴ Der Klumpfuß, mit dem sich Charles-Maurice de Talleyrand durch sein sehr wechselvolles und langes Leben schleppen musste, war entweder ein erbliches Leiden, an dem auch sein Onkel und Taufpate, Gabriel-Marie de Talleyrand, Comte de Périgord litt, oder, was wahrscheinlicher ist, die Folge einer Polio-Infektion. Dass Talleyrand die Unfallversion als Ursache seines Gebrechens in die Welt setzte, ist nur allzu verständlich, denn bei einem ererbten Leiden bestand die Vermutung, es könne mit mentalen Störungen verbunden sein. Charles de Rémusat, der während der Restauration einmal Gelegenheit hatte, einem Lever Talleyrands beizuwohnen, kommentierte Talleyrands Umgang mit seiner Behinderung so: «Alle Welt wusste, dass er einen Klumpfuß hat. Wie alle Krüppel legte er jedoch Wert darauf, dass dies die Folge eines Unfalls und nicht organisch bedingt war.»²⁵

Für den Biographen bedeutsam ist, dass Talleyrand selbst dem Klumpfuß große schicksalsmäßige Bedeutung zusprach, für deren historische Tragweite sich nur die Nase der Cleopatra als angemessener Vergleich aufdrängt. Die Verkrüppelung habe zunächst die Eltern nicht nur veranlasst, ihn zu meiden, sondern deren Kälte und Desinteresse ihm

gegenüber noch gesteigert. Erst ein mehrjähriger Aufenthalt bei der Urgroßmutter in Chalais habe ihn gelehrt, was Liebe und Wärme sei. «Sie war das erste Mitglied meiner Familie, das mir Zuneigung entgegenbrachte, und sie war auch die erste, die mich vom Glück zu lieben kosten ließ.»²⁶

Auch die Schilderung des schrecklichen Erlebnisses, als der unterdessen Sechsjährige bei seiner Rückkehr im September 1760 aus dem Paradies von Chalais in Paris von einem alten Diener empfangen worden sei, der ihn sofort ins Internat des Collège d'Harcourt verfrachtet habe,²⁷ ist pure Erfindung, mit der Talleyrand seine Erzeuger endgültig als Rabeneltern abzustempeln suchte. Tatsächlich bezog er diese Schule erst 1762. Die rund anderthalb Jahre, die er in seinen Erinnerungen unterschlägt, verbrachte er wohlbehütet im elterlichen Haus.²⁸ Das zuzugeben hätte jedoch die sorgsam konstruierte Legende der Lieblosigkeit in Frage gestellt, weshalb auf den Himmel von Chalais der sofortige Sturz in die Hölle des Internats erfolgen musste, das er pro Woche nur einmal verlassen durfte, um gemeinsam mit den Eltern zu Abend zu essen. Mit dieser Schilderung konnte er sein Empfinden beglaubigen, vom Familienleben ausgeschlossen zu sein. Das illustriert auch die Klage darüber, dass er als Zwölfjähriger an Pocken erkrankte und deshalb in strikter Isolation in einem Haus in der Rue Saint Jacques interniert war, wo er nie von den Eltern besucht wurde.²⁹ Selbstverständlich kommt ihm nicht in den Sinn, dass diese vermeintliche Lieblosigkeit nur von der Furcht diktiert wurde, sich anzustecken.

Diese und andere bittere Enttäuschungen, so deutet er wiederholt an, hätten ihn von früh an gelehrt, alles Unglück, das ihm zustieß, mit Gleichmut zu ertragen. Von solchen Erfahrungen sei sein Wesen nachhaltig geprägt worden, eine Behauptung, die Claire de Rémusat vehement bestreitet: «M. de Talleyrand, verlogener als sonst irgendjemand, verstand sich darauf, eine Fülle auf Berechnungen basierender Gewohnheiten ganz selbstverständlich als seinen Charakter auszugeben; die bewahrte er sich auch unter allen Umständen ganz so, als verriete sich darin die Kraft seiner wahren Natur.»³⁰

Entweder war er von der schicksalhaften Bedeutung seiner Verkrüppelung selbst fest überzeugt, oder er gab sich diesen Anschein, was aufs selbe hinausläuft. Ebenso verhält es sich mit einer anderen, damit verknüpften Behauptung, die er schon vor Veröffentlichung seiner Memoiren oft äußerte und die durch das vielfältige Echo der Zeitgenossen

längst zu einem, *seinem* Mantra geworden ist. Talleyrands Version in seinen Memoiren lautet so: «Dieser Unfall beeinflusste mein ganzes Leben; er war es, der, nachdem er meine Eltern davon überzeugt hatte, dass ich nicht in den Militärdienst eintreten könne, seine Folgen jedenfalls nachteilig für mein Avancement wären, sie dazu bestimmte, für mich eine andere Karriere in Aussicht zu nehmen. Diese schien ihnen für das Fortkommen der *Familie* weit vielversprechender zu sein, denn in den großen Häusern war es allein die *Familie*, die zählte und die man liebte, jedenfalls viel mehr als die Individuen, vor allem deren junge Mitglieder, für die man sowieso keinerlei Wertschätzung hegte.»³¹

Allein der Klumpfuß, so Talleyrand, bestimmte also die Eltern, ihn zur Priesterlaufbahn zu zwingen, für die er, wie er wiederholt betonte, nicht nur keinerlei Berufung oder Neigung verspürte, sondern die ihm eine Lebensperspektive wies, die ihn regelrecht abstieß.³² Dies sei ihm erst während der Zeit im Internat gedämmert. Um zu verhindern, dass seine Erzeuger deswegen Zweifel anfielen, meinte er, hätten sie es auch vermieden, ihn häufiger zu sehen. «Diese Angst ist ein Beweis von Zärtlichkeit, für den ich ihnen Dank weiß.»³³ Tatsächlich scheinen die Eltern ihren Ältesten bis Ende seiner Schulzeit 1769 nicht über ihre Entschlüsse unterrichtet zu haben. «Das völlige Schweigen meines Vaters hinsichtlich meiner weiteren Zukunft sowie einige Bemerkungen, die mir zu Ohren kamen, waren die erste Ankündigung dessen, was meiner harrete.»³⁴ Nach Beendigung der Schule schickten die Eltern den Sohn für einen einjährigen Aufenthalt nach Reims, wo er bei seinem Onkel Alexandre-Angélique de Talleyrand-Périgord lebte. Dieser Onkel war seit 1766 Coadjutor des Erzbischofs von Reims und hatte den verbrieften Anspruch, nach dem Tod des Amtsinhabers Charles-Antoine de La Roche-Aymon dessen Position zu übernehmen. Reims war eine der reichsten Diözesen Frankreichs, und zu den vielen Pflichten des Onkels gehörte es auch, die wahrhaft luxuriöse Haushaltsführung des Erzbischofs zu organisieren.

Wie andere seiner Amtsbrüder im Frankreich des 18. Jahrhunderts pflegte auch der Erzbischof von Reims einen aufwendigen Lebensstil. In seinem prächtigen Palais veranstaltete er große Gastmähler, bei denen eine vielköpfige Dienerschaft aufwartete. Auf Reisen war er in einer von acht Pferden gezogenen Kutsche unterwegs, begleitet von Bedienteten, Sekretären und Kaplänen. Der wichtigste Zeitvertreib dieser geistlichen Herren war neben dem «Bauwurm», an dem sie häufig litten

und der sie Unsummen für den Bau von Lustschlössern ausgeben ließ, das edle Waidwerk sowie Vertreterinnen des schönen Geschlechts nachzustellen, während die Erfüllung der geistlichen Pflichten nach besten Kräften vernachlässigt wurde.³⁵ Kurz, die Repräsentanten des hohen Klerus konnten dank beträchtlicher Einkünfte aus dem Kirchenbesitz einen ihren jeweiligen Neigungen entsprechenden Lebensstil pflegen, der, selbst wenn er gelegentlich für Skandale sorgte, sie dennoch aller Rücksichten auf ihren geistlichen Stand enthob. Das zu erleben, musste ein junges und empfängliches Gemüt unweigerlich zu der Einsicht verführen, dass eine herausgehobene Stellung in der Kirchenhierarchie in vieler Hinsicht weit attraktiver sei, als ein hoher Posten in Militär oder Verwaltung. Außerdem hatten Kirchenfürsten große Chancen, als einflussreiche Minister und Berater des Königs in der Politik Karriere zu machen. Entsprechende Aussichten waren, wie sich zeigen lässt, in den Jahren, die der Revolution von 1789 vorausgingen, sogar noch wesentlich besser, als in den Jahrzehnten zuvor.³⁶

Dass solche Überlegungen Charles-Maurices einjährigen Aufenthalt in Reims veranlassten, drängt sich auf. Aufschlussreich jedoch der Kommentar, den Talleyrand in den Memoiren damit verknüpft. «Vor meiner Abreise war ich nicht bei meinen Eltern, und ich sage das hier, um es ein für allemal gesagt zu haben, dass ich vermutlich der einzige Mann von hoher Geburt war, der einer zahlreichen und geachteten Familie entstammt und der nicht eine einzige Woche seines ganzen Lebens das wohlige Gefühl hatte, sich unter dem väterlichen Dach aufzuhalten zu haben. Das wahrzunehmen ließ mich in dem, was man anstellte, um mich zu verführen, nichts anderes erkennen, als ein Exil. Der große Luxus, die Rücksichten, ja selbst die Vergnügungen, in denen der Erzbischof von Reims und sein Coadjutor schwelgten, beeindruckten mich nicht. Ein derart von Förmlichkeiten beherrschtes Leben erschien mir unerträglich. Mit fünfzehn Jahren, wenn alle Regungen, die man hat, noch ganz wahrhaftig sind, hat man alle Mühe zu begreifen, dass die Umsicht, das heißt die Kunst, lediglich einen Teil des eigenen Wesens, Denkens, Fühlens und Erlebens preiszugeben, die wichtigste aller Eigenschaften ist. Ich erkannte, dass aller Glanz, der den Kardinal de La Roche-Aymon umgab, nicht das vollständige Opfer meiner Ernsthaftigkeit aufwog, das man mir abverlangte. Alle Zuwendungen, mit denen man mich überschüttete, waren nur darauf abgestellt, mich davon zu überzeugen, dass die Verkrüppelung meines Fußes mich daran hindere,

in der Armee zu dienen, weshalb ich notwendigerweise in den geistlichen Stand eintreten müsse, da einem Mann meines Namens sonst keine andere Laufbahn offen stünde.»³⁷

Möglich, dass Talleyrand damit die Empfindungen wahrheitsgetreu geschildert hat, die ihn als Fünfzehnjährigen angesichts des ihm zugeachteten Lebenswegs anwandelten. Den Ausschlag gab jedoch nicht, wie immer gesagt wird, seine Behinderung, sondern der Wunsch des Onkels, eine klerikale Dynastie zu begründen. Von den 114 Bistümern und 16 Erzdiözesen Frankreichs wurden um 1760 fast ein Viertel von lediglich 13 Adelsfamilien kontrolliert! Bekanntestes Beispiel sind die Rohans, die das Erzbistum Strassburg seit mehreren Generationen in Besitz hatten, das sie jeweils vom Onkel auf den Neffen vererbten. Andere Familien wie die Castellane besetzten sogar vier Bistümer mit Familienmitgliedern, während die La Rochefoucauld und die Cortois über drei, die Bernis, Brienne, Champion de Cicé, Conzié oder Barral, um nur diese zu nennen, über jeweils zwei disponierten. Damit nicht genug, achteten diese Familien selbstverständlich auch darauf, dass die «ihren» Diözesen zugehörigen Abteien und Pfründen jeweils von Familienmitgliedern kontrolliert wurden, mit der Folge, dass sich die lukrativsten Positionen in der Kirchenhierarchie im exklusiven Besitz des Adels befanden.

Leitende Positionen in der Kirche, aber auch in Militär und Verwaltung als Familieneigentum zu betrachten und frei werdende Positionen mit Angehörigen zu besetzen, war in Zeiten, in denen diese Stellungen dem Hochadel reserviert waren, gang und gäbe. Deshalb beanspruchte der Adel diese Ämter als selbstverständliches Recht mit der Folge, dass Leitungsfunktionen in Staat und Kirche als vererbbarer Privatbesitz angesehen wurden. Dieses Verständnis erwies sich als besonders zählebig, weil der Adel aus vielfach versippten Familienverbänden bestand, die als Dynastien miteinander in einem ständigen Konkurrenzkampf um gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Einfluss rangen. Einmal eroberte Positionen galt es also im Besitz der jeweiligen Dynastie zu halten. Deshalb war es nötig, bei Zeiten Kandidaten zur Hand zu haben, deren Zugehörigkeit zur Sippe entscheidender war als ihre fachliche Eignung.

Insofern war es naheliegend, dass das Auge des 1736 geborenen Onkels Alexandre-Angélique de Talleyrand-Périgord, der 1777 Erzbischof von Reims wurde, auf den Neffen Charles-Maurice de Talleyrand fiel. In-

nerhalb der engeren Verwandtschaft war er der Einzige männlichen Geschlechts, der 1769 das richtige Alter hatte, eine kirchliche Karriere zu beginnen. Die Brüder von Charles-Maurice, Archambaud, 1762 geboren und Boson, 1764 auf die Welt gekommen, waren dafür zu jung. Das dynastische Interesse des Onkels, der im Neffen einen potentiellen Nachfolger sah, bot den Eltern überdies die Gewähr, dass er alles tun würde, dessen kirchliche Karriere zu beschleunigen. Ohne diese Protektion und wiederholte Intervention wäre Talleyrand gewiss nicht so schnell in der Kirchenhierarchie aufgestiegen. Dafür, dass er wider seinen Willen zum Dienst in der Kirche gezwungen worden sei, so Talleyrand, hatte also vor allem das dynastische Interesse des Onkels den Anstoß gegeben.³⁸

Entgegen seiner späteren Behauptungen scheint sich Talleyrand mit dieser Bestimmung jedoch sehr früh abgefunden zu haben, denn im Unterschied zu Zeitgenossen wie etwa Fouché oder Chateaubriand, die sich beide weigerten, Priester zu werden, unternahm er nicht einmal einen solchen Versuch. Stattdessen habe er, so deutet er in den Memoiren im Rückblick auf den einjährigen Aufenthalt in Reims an, das über ihn verhängte Los resigniert angenommen: «Die andauernde Bedrängnis, der ich mich ausgesetzt sah, förderte nicht meinen Entschluss, sondern verwirrte mich. Die Jugend ist die Lebenszeit, in der man am aufrichtigsten ist. Ich begriff noch nicht, was es zu bedeuten hat, einen Beruf in der Absicht zu ergreifen, einen ganz anderen auszuüben, ständig Selbstlosigkeit zu beteuern, um desto sicherer dem eigenen Ehrgeiz die Zügel schießen lassen zu können; warum man etwa das Priesterseminar absolvieren musste, um eines Tages Finanzminister zu werden. Ich hätte die Welt, in die ich mich anschickte, einzutreten, ebenso wie die Zeit, in der ich lebte, über alle Maßen gut kennen müssen, um das ganz selbstverständlich zu finden.»³⁹

[...]